

Wildnis aus zweiter Hand

- Im Tuninger Haldenwald entsteht ein Bannwald -

von Wolf Hockenjos

„Donaueschingen. In dem fürstlichen Walde Bruggerhalde, schreibt das hiesige „Wochenblatt“, 750 Meter über der Meeresfläche, auf kräftigem Muschelkalke, befindet sich noch der Rest weiß tannenen Urwaldes mit solchen Baumriesen, daß es gerechtfertigt erscheint, Naturfreunde darauf aufmerksam zu machen.“ (Schwarzwälder Bote vom 8. Januar 1874)

1. Urwaldträume

Urwald auf der Baar –barer Unsinn? Eine frühe Zeitungsente womöglich? Wie, bitte schön, sollen die Überreste eines „weißtannenen Urwaldes“ hier eigentlich überdauert haben? Ausgerechnet auf der Baar, im Altsiedelland zwischen Schwarzwald und Schwäbischer Alb, wo schon den Siedlern der Jungsteinzeit Ackerbau und Viehzucht einträglicher erscheinen wollten als Beerensammeln und Jagen. Wo schon die Kelten geackert und den Wald dafür gerodet haben. Von Römern und Alemannen ganz zu schweigen, erst recht von den Waldverwüsterern der Neuzeit, den Glasmachern etwa oder den Viehherden der Städte. Nein, was immer von den „Trümmern germanischer Waldfreiheit“ (Wilhelm Heinrich RIEHL)¹⁾ übrig geblieben sein mochte, Urwaldreste würden wir heute nicht einmal mehr in den entlegensten Steilhängen des St. Wilhelmer oder des Simonswälder Tals vermuten. Schon gar nicht in der „Kornkammer Badens“, auf der waldarmen Baar.

Soviel ist freilich sicher: Was der Schwarzwälder Bote vom 8. Januar 1874 seinen Lesern aufgetischt hat, war nicht frei erfunden. Denn das „Wochenblatt“, aus dem er zitiert, hatte seinerseits aus der Fachpresse geschöpft: in der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung“ nämlich, in welcher schon zwei Jahre zuvor, im Aprilheft des Jahrgangs 1872, der Leiter der FF-Forstverwaltung, Ferdinand ROTH²⁾ (1812 - 1882), der Fachwelt eine Überraschung serviert hatte: „Augenscheinlich ist der geschilderte alte Weißtannenbestand“: so schließt sein kurzer, unter der Rubrik „Mancherlei“ erschienener Beitrag über den links der Breg zwischen Wolterdingen und Bräunlingen gelegenen Bruggener Wald, „der Rest eines Urwaldes, dessen Lebensende ziemlich nahe bevorsteht“.

Roths Entdeckung war kein Einzelfall. Mit Urwald-Hypothesen hatten auch schon die Forstkollegen im benachbarten Villingen aufgewartet. So erfahren wir etwa aus den dortigen Forsteinrichtungsakten des Jahres 1859, dass ein geplanter Holztrieb im Staatswald-distrikt „Weißwald“ zwischen Tannheim und Überauchen deswegen unterlassen worden sei, weil man „diese kolossalen Stämme als prachtvollte Überreste eines Urwaldes möglichst lange im Walde zu erhalten wünschte“

Waren die Baar-Förster um die Mitte des 19. Jahrhunderts plötzlich zu Naturschwärmern geworden? Der Wunsch nach dem Erhalt letzter Urwaldwildnisse (oder was immer man dafür hielt) muss in jenen Jahren förmlich in der Luft gelegen haben. Lag es an der zunehmenden Verstärkerung der Gesellschaft, an den frühen Auswirkungen der einsetzenden

Industrialisierung, an der intensivierten Landnutzung, mithin an all den Veränderungen, die schon den Romantikern so heftig auf's Gemüt geschlagen hatten? Auch der deutsche Wald veränderte ja zusehends sein Gesicht: Während die Brüder Grimm noch mit Leidenschaft den Wald mystifizierten, während Arnold Böcklin, Caspar David Friedrich oder Wilhelm Schirmer noch ihre Urwald-Allegorien malten, ganz dazu angetan, den zeitgenössischen Betrachter mit „süßem Grauen“ zu erfüllen, hatte sich der Wald in Wahrheit längst in Forst verwandelt, zumeist in schachbrettartige, messbare und leicht kontrollierbare Nadelholzmonokulturen, in forsttechnische Konstrukte³⁾. Denn nur so glaubten die für den Wald Verantwortlichen, das „Gespenst der Holznot“ noch bannen und die „Nachhaltigkeit“ der Holznutzung gewährleisten zu können.

Den Zwiespalt zwischen Fortschrittsglauben und Verlustängsten dürfte um die Mitte des 19. Jahrhunderts kaum einer beharrlicher thematisiert haben als der Schriftsteller und Kulturhistoriker RIEHL (1853): *„Jahrhunderte lang war es eine Sache des Fortschrittes, das Recht des Feldes einseitig zu vertreten; jetzt ist es dagegen auch eine Sache des Fortschrittes, das Recht der Wildniß zu vertreten neben dem Rechte des Ackerlandes. Und wenn sich der Volkswirth noch so sträubt und empört wider diese Thatsache, so muß der volksforschende Social-Politiker trotzdem beharren und kämpfen auch für das Recht der Wildniß“*

Der sonst eher konservativ gesinnte Biedermeier RIEHL schreckte nicht davor zurück, sich Argumentationshilfe aus der Neuen Welt herüber zu holen: *„Die nordamerikanischen Freistaaten mit ihrer vom rohen Materialismus zersetzten Gesellschaft, mit ihrem wunderlichen Gemisch eines jugendlichen und eines erstarrten Volkslebens würden rasch ihrem Untergange entgegenneigen, wenn sie im Hintergrunde nicht den Urwald hätten, der ein frischeres, kräftigeres Geschlecht für das rasch sich auslebende Küstenland großzieht. Die Wildniß ist das große ruhende Baarkapital, auf dessen Grundlage die Nordamerikaner noch lange die kecksten socialen und politischen Börsenspiele wagen können. Aber wehe ihnen, wenn sie dieses Stammkapital selber aufzehren würden!“*

2. Aus den Anfängen der Naturwaldforschung

1872 wurde in den USA der Yellowstone Nationalpark, der erste seiner Art, eingerichtet, eine naturschützerische Großtat, die auch in der alten Welt nicht ohne Widerhall geblieben ist. Daneben mussten sich freilich die Bemühungen europäischer Forstleute und Waldeigentümer, längs der russisch-polnischen Grenze, im Böhmerwald, in den Karpaten und auf dem Balkan die letzten Urwaldreste zu Reservaten zu erklären, nachgerade bescheiden ausnehmen.

Alle hatten wohl gespürt, dass im Zuge der Intensivierung der Waldwirtschaft etwas unwiederbringlich verloren zu gehen drohte. Wie sehr man sich aber sputen und ins Zeug legen musste, um noch etwas zu retten von den europäischen Primärwäldern, das soll am Beispiel des Fürstlich Schwarzenbergischen Oberförsters Josef JOHN⁴⁾ aufgezeigt werden.

Auf dessen Drängen hin besuchte der Böhmisches Forstverein im Jahr 1849 die im Böhmerwald gelegene Schwarzenbergische Domäne Boubin, in welcher bis zu diesem Zeitpunkt immerhin noch 18.810 ha als Urwald überdauert hatten. Aus dem Exkursionsbericht an den Fürsten erfahren wir etwas über die Motive Johns: *„In dieser Tour liegt gleichsam das Buch der Natur aufgeschlagen, aus dem sich die Gesetze entziffern lassen, womit die Mutter Natur, wenn frei und ungestört im Walten, wie eben seit Jahrhunderten hier die Vegetation aufrecht erhält, in welcher Form vollendet, vernichtet und wieder regeneriert und wie sie dort dieser, dort jener Holzart besonderen oder ausschließlichen Standort*

anweist, dort wieder mehrere Spezien harmonisch verteilt und zusammenstellt, wie zugleich in des Waldes Inneren ein Zustand erzeugt werden könnte, voll Leben und Tod, mit einem Materialreichtum und Individuen von höchster Potenz und zugleich voll frappanter Bilder wilder, gewaltiger Zerstörung“.

Was den Schwarzenberger Oberförster damals umgetrieben hat, entsprang gewiss der Ehrfurcht vor dem ebenso faszinierenden wie bedrohten Naturerbe. Zum andern aber plagte ihn auch wissenschaftliche Neugier. Im Sommer 1851 steckte er 8 Versuchsflächen zu je einem Joch (0,5754 ha) ab, in welchen sämtliche Bäume säuberlich aufgezeichnet und vermessen wurden. Die forstwissenschaftliche Disziplin „Naturwaldforschung“ war geboren. Es dauerte freilich noch bis zum Jahr 1882, ehe Seine Durchlaucht, Fürst Jan Adolf, sich endgültig dazu hat durchringen können, den Urwald für alle Zeit *„aus jedweder Bewirtschaftung auszunehmen und ihn nur der Pflege der Mutter Natur zu überlassen.“* Da umfasste der Wald gerade noch ca. 47 ha mit einem stehenden Holzvorrat von nur mehr 27. 400 Festmetern!

Mochten die Forstleute des 18. und 19. Jahrhunderts bei der Umsetzung ihres so fortschrittlichen Nachhaltigkeitsprinzips noch so technokratisch vorgegangen sein: dass das Geheimnis erfolgreicher Forstwirtschaft letztlich in der Nachahmung und Nutzbarmachung natürlicher Prozesse beruhte, war nie ganz in Vergessenheit geraten. Das hatte schon der Weimarer Geheimrat, Forst- und Bergbauminister Johann Wolfgang von Goethe so gesehen. Doch wie, wenn die Lehrbeispiele sich selbst regulierender Naturwaldgesellschaften vollends abhanden kamen?

3. Bannwälder als Wildnisersatz

Hierzulande begann, nicht selten angestiftet und unterstützt von Vertretern der Forstwissenschaft wie auch der forstlichen Praxis, die aufkeimende Naturschutzbewegung sich des Themas Naturwald anzunehmen. Man tat sich schwer mit der Forderung nach Erhalt von Nischen sich selbst überlassener Natur. Im Jahr 1900 erschien im Verbandsorgan des Schwäbischen Albvereins ein Aufsatz von Robert GRADMANN⁵⁾ „Zur Erhaltung der vaterländischen Naturdenkmäler“, in welchem er nicht zuletzt die Schaffung staatlicher Bannwälder anregte. Nationalparks im Westentaschenformat schwebten den frühen Naturschützern vor; mehr war nicht zu wollen in einem Land, in welchem sich die Naturerziehung bestenfalls bis zum Dorfteich vorwagte. Doch sollte es noch bis zum Jahr 1911 dauern, bis die Kgl. Württembergische Forstdirektion, einem Vorschlag des Tübinger Forstprofessors Christoph WAGNER folgend, im Schwarzwald ein erstes Reservat einrichtete: im Hornisgrin- gebiet, am Wilden See, entstand der erste Bannwald des Landes.

Natürlich war zu diesem Zeitpunkt längst klar, dass wirkliche Urwaldreste im Land nicht mehr zu haben waren. Was freilich dem klammheimlichen Faible vieler Forstleute für urwald-ähnliche Winkel im ansonsten wohlgepflegten, doch eher monotonen Wirtschaftswald keinen Abbruch tat. Man darf vermuten, dass sich in dieser Vorliebe auch ein gewisses Unbehagen widerspiegelte. Bayerns bedeutendster Waldbaureferent, Karl REBEL⁶⁾, hat 1925 jedenfalls, anlässlich des ersten Deutschen Naturschutztags in München, den Selbstzweiflern unter den Forstleuten aus der Seele gesprochen, als er mahnte: *„etwas von Wildnis muß der Wirtschaftswald haben, sonst stirbt seine Natur vor lauter Kultur“.*

„Urwaldwildnis in deutschen Landen“, so lautete ein Buchtitel noch im Jahr 1934, dessen Autor, W. SCHOENICHEN⁷⁾, von Reichsforstmeister Hermann Göring hernach zum Leiter der Reichsstelle für Naturschutz ernannt worden ist (Originalzitat: *„Bei keinem Volke der Welt*

finden der Mythos des grünen Domes und seine geheimnisvollen Schauer den gleichen seelischen Widerhall wie bei der germanischen Rasse". Was zeigt, dass die Nazis es – trotz aller kriegsbedingten Übernutzungen in den deutschen Wäldern – geschickt verstanden haben, die Wildnis-Sehnsüchte der Bürger im Zeichen der Blut-und-Boden-Ideologie für ihre eigenen Zwecke zu missbrauchen.

Der Traum von der Urwaldwildnis war jedoch auch nach dem vorzeitigen Ende des „tausendjährigen Reichs“ nicht ein für alle Mal ausgeträumt, der Ruf nach Reservaten nicht verstummt. Schon bald nach Kriegsende lebte die Bannwaldfrage wieder auf, ausgelöst diesmal durch einen Vorstoß des Schwarzwaldvereins im Jahr 1951. Ihm verdankt eine Reihe weiterer Schwarzwälder Bannwälder ihre Entstehung. Selbst kühle Rechner unter den Forstleuten ließen sich jetzt anstecken von der Bannwaldidee. Bevorzugt wurden die Waldreservate in den unzugänglichsten Schluchten und Karwänden ausgewiesen, deren Bewirtschaftung (und Erschließung mit Holzabfuhrwegen) rational ohnehin kaum mehr begründbar war.

Was nicht heißen soll, dass es nicht auch in den intensivst genutzten Wäldern der Baar und des Baarschwarzwalds noch Grund zum Schwärmen gab, wie wir am Beispiel des ansonsten durchaus dem Holzertrag verpflichteten Chefs der F.F-Forstverwaltung, K. KWASNITSCHKA, anmerken wollen: Noch 1965 pries er den in Fürstlichem Eigentum befindlichen Unterhölzer Wald als *„Zauberreich wie aus Grimms Märchen mit uralten knorrigem Eichen und Buchen, ein Urwaldbild, wie wir es von den Gemälden deutscher Meister her kennen.“* Und etwas prosaischer fortfahrend: *„Die Bestände vermitteln ein Bild, wie die Wälder unserer engeren Heimat, in der Baar und auf dem Ostschwarzwald, zur Bronzezeit, etwa um das Jahr 1000 vor Christus ausgesehen haben mögen.“*

Schon 1855, ein paar Jahre nachdem die böhmischen Forstkollegen dem Fürstlich Schwarzenbergischen Boubin-Urwald erstmals ihre Aufwartung gemacht hatten, war, zum Zwecke fachlicher Fortbildung, auch der „Forstliche Verein im badischen Oberlande“ (ein Vorläufer des späteren Badischen und heutigen Baden-Württembergischen Forstvereins) unter seinem Präsidenten Carl GEBHARD, auch er Leiter der F.F. Forstverwaltung, im Unterhölzer Wald zugange gewesen. Der Exkursionsbericht⁹⁾ spiegelt exemplarisch die Gespaltenheit des grünen Berufsstands wider. Denn auch die badischen Forstleute fühlten sich, nicht anders als die böhmischen Kollegen, *„in die Waldwelt der Vorzeit versetzt“*, die ihnen zudem *„reich an Erinnerungen des klassischen Waidmannstums“* erschien. Zwar bestaunten auch sie die starken Buchen und die noch stärkeren Eichen, die *„zerstreut, vom Zahn der Zeit mehr oder weniger heimgesucht, in den grotesksten Formen umherstehen und ein Waldbild vollenden, welches mehr dem Freunde des Schönen, als den Anforderungen des rechnenden Forstmannes der Gegenwart zusagt. Es dürfte kaum eine schönere Gelegenheit geben als hier zu malerischen Studien für einzelne Baumformen sowohl als ganze Baumparthien“*. Das Hauptinteresse der Exkursionsteilnehmer galt indes nicht den Baum Schönheiten, auch nicht etwa dem Gatterwild, das der Revierförster des Parks den Gästen *„durch einige Triebe... vor die Augen zu führen“* hatte. Das eigentliche Exkursionsziel waren *„vorzugsweise die dort in Betrieb stehenden Kulturarbeiten, Saat- und Pflanzschulen“*. Schließlich hatte der zuständige Förster noch einen Vortrag mit Anschauungsbeispielen vorbereitet. Sein Thema: *„Bemerkungen über die Benützung der Eichen, insbesondere der alten, welche theils anbrüchig oder hohl sind“*.

Zur Ausweisung des auf der Baar einzigartigen, seit 1939 unter Naturschutz gestellten Laubwaldgebiets um den Wartenberg als Bannwald, zum Verzicht auf jedwede Holznutzung

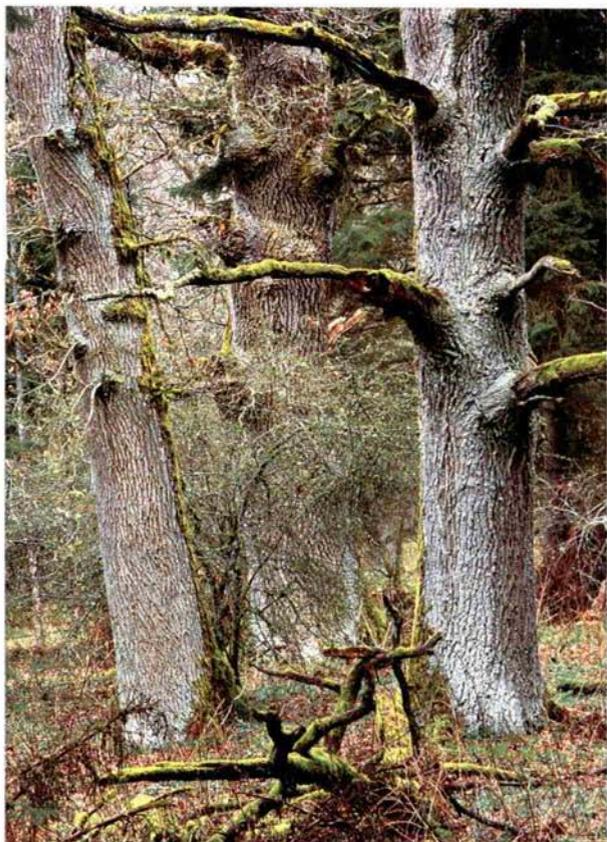


Abb. 1: Alteichen im Unterhölzer Wald, vermutlich älter als ein halbes Jahrtausend



Abb. 2: Totholz im Unterhölzer Wald



Abb. 3: Auf den Erhebungen dominiert im Unterhölzer Wald die frostgefährdete Buche



Abb. 4 und 5: Werden und Vergehen im Bannwald „Haldenwald“

also, hat sich die Standesherrschaft bislang dennoch nicht durchringen können; das hatten die Schwarzenberger den Fürstenbergern voraus. An Ermunterung hat es nicht gefehlt. So etwa im Jahr 1949 durch den Vegetationskundler F. REINHOLD¹⁰⁾ in seiner Arbeit über den Unterhölzer Wald: Es werde „ein dankbar zu begrüßendes Ziel der Fürstl. Fürstenbergischen Standesherrschaft sein, im Sinne des Naturschutzgedankens den heutigen Naturwaldrest wieder der Form eines wirklichen Naturwaldes zu nähern“.

Finden wir uns damit ab: ein wirkliches Urwaldrelikt, „darinnen keine Axt gehauen“, wie es in den Akten im Jahr 1787 heißt, ist der Unterhölzer Wald nicht, so urwüchsig uns seine Eichen und Buchen erscheinen mögen. Wenn nicht als Reservat, so taugt er doch als lebendiger Zeuge der Forst- und Jagdgeschichte, der seine Entstehung der im Mittelalter weitverbreiteten „Mittelwaldwirtschaft“¹¹⁾ verdankt, bei welcher „Kernwüchse“ das Bauholz, Stockausschläge das Brennholz zu liefern hatten. Wäre man später freilich der Jagdnutzung zuliebe nicht auf Eichel- und Bucheckernmast angewiesen gewesen, wer weiß, ob der Laubwald nicht auch im Unterhölzer vollends der profitableren Fichte gewichen wäre, deren Nachzucht in den dortigen Saat- und Pflanzgärten so erfolgreich betrieben worden ist.

Auch der „weißtannene Urwald“ an der Bruggerhalde war eher Liquiditätsreserve, denn Reservat; diente er dem Fürsten doch Jahrhunderte lang als Privatschatulle für finanzielle Notzeiten, weshalb er von der regulären Waldbewirtschaftung ausgenommen geblieben war. Die „prachtvollen Überreste eines Urwaldes“ im Villinger Staatswald schließlich entpuppen sich bei genauerem Hinsehen als alter Klosterwald, den die St. Georgischen Mönche aus unerfindlichen Gründen über einen längeren Zeitraum links liegen gelassen haben. Holzkohlereste eines zentral gelegenen Kohlplatzes beweisen, dass auch er einst bewirtschaftet worden ist. Und doch lehren uns die hier aufgeführten Beispiele, dass der jeweilige Wald noch über ein wahrhaft erstaunliches Maß an Naturnähe verfügt haben muss. Nach wenigen Jahrzehnten forstwirtschaftlicher Abstinenz hatte sich der Wirtschaftswald in täuschend echt erscheinende „Urwaldreste“ zurückverwandelt.

Unbestritten ist, dass der „allenthalben die ordnende und pflegende Hand des Försters verratende“, der „besenreine“ Wirtschaftswald in seiner Gleichwüchsigkeit und mit seinen allzu kurzen Produktionszeiträumen zumeist nur ein schwacher Abklatsch dessen ist, was der Naturwald, das unverkürzte Ökosystem, an Vielfalt, auch an Erlebnisvielfalt zu bieten hat. Vor allem seine Reifephase, die sich auszeichnet durch staunenswerte Baumdimensionen, aber auch durch Totholz und Zerfall sowie durch neu einsetzende Verjüngungsdynamik, ist an Biodiversität nicht zu übertreffen. Wo solche „überalterten“ Reste überdauert haben, sind sie zur Zuflucht geworden für ungezählte Rote-Liste-Arten, zur Arche Noah im Meer der Wirtschaftswälder.

4. Die Wildnis vor der Haustür

Den Durchbruch schaffte der Reservatsgedanke in Baden-Württemberg im Jahr 1970, dem erstmals begangenen „Jahr des Europäischen Naturschutzes“. Per Erlass der Landesforstverwaltung wurde im Staatswald aller vier Landesteile aus diesem Anlass eine beachtliche Zahl von Bannwäldern eingebracht. Diesmal nicht mehr nur auf unwirtschaftlichen Extremstandorten, sondern – in möglichst repräsentativer Verteilung – durchaus auch in leistungsstarken Wirtschaftswäldern. Der freiwillige Verzicht auf Holztertrag und der Mut zu neu entstehender Waldwildnis verdienen es, in unseren materialistischen Zeiten besonders hervorgehoben zu werden. Die Bannwald-Ausweisungen dürfen gefeiert werden als in die Zukunft weisende Beispiele fiskalischer Selbstbeschränkung, als Selbstverpflichtung zu waldökologischer Verantwortung. Konsequenterweise fanden die Waldschutzgebiete (Bannwälder und Schonwälder) 1976 auch Eingang in das neue Landeswaldgesetz (§ 32).

Als neue Dienstaufgabe für Förster findet sich dort, seit seiner Novellierung im Jahr 1996, auch der „Bildungsauftrag Waldpädagogik“ (§ 65 (1)7, LWaldG). Als walddpädagogisches Klassenzimmer eignet sich – neben dem Wirtschaftswald – zweifellos und in besonderem Maße der Bannwald¹²⁾. Wo ließe sich die Eigendynamik natürlicher Ökosysteme eindrucksvoller vermitteln als in einem sich selbst überlassenen Waldreservat? Insoweit dürfen die ursprünglich vorwiegend forschungsorientierten Ziele der Bannwaldausweisung als Freilandlabor inzwischen erweitert werden um den Erlebniswert: Bannwald, damit wir das Staunen nicht verlernen.

Mittlerweile existieren in Baden- Württemberg, weit überwiegend in dessen Staatswald, 86 Bannwälder mit einer Fläche von insgesamt ca. 4.800 ha, das sind 0.35 % der Waldfläche des Landes. Ziel der Landesforstverwaltung ist es, den Anteil der Waldschutzgebiete (einschließlich der Schonwälder) von derzeit 1,5 auf 2 % der Waldfläche anzuheben. Neben der Staatsforstverwaltung haben sich neuerdings auch ein paar Kommunen dazu verpflichtet, Waldreservate einzurichten: im Schwarzwald-Baar-Kreis sind es die beiden vom Naturschutzbund Deutschland (NABU) prädikatisierten „Naturwaldgemeinden“ Bad Dürheim und Königfeld. Zwar entstanden hier keine Bannwälder; doch per freiwilliger Selbstverpflichtung haben sich die Gemeinden bereit erklärt, auf fünf Prozent ihrer Gemeindefeldfläche Axt und Säge auf Dauer ruhen zu lassen. Nicht anders will es auch die FSC (Forest Stewardship Council)-Zertifizierung, wie sie seit 1998 von den Umweltverbänden empfohlen wird. Das von den Waldbesitzern hierzulande weitaus besser akzeptierte Pan-europäische Waldzertifikat (PEFC) verzichtet denn auch auf die Forderung nach einem unbewirtschafteten Referenzflächenanteil.

Neu ist die Idee, auch Gemeinden für den Bannwald zu begeistern, keineswegs. Schon der amerikanische „Wilderness-Philosoph“ Henry David THOREAU¹³⁾ (1817 - 1862), für den Wildnis nicht ein abstrakter Freiheitsraum war, sondern ein realer Ort der Inspiration und der mentalen Erholung, hatte sich mit seiner Wildnisforderung vorab an die Kommunen gewandt: Jede Stadt solle sich rund 200 Hektar Wald für immer wild erhalten. Im alten Kontinent und in den Zeiten der Holzknappheit würden solche Wünsche wohl eher Befremden ausgelöst haben. Und doch ist Thoreaus Saat unterdessen auch in Mitteleuropa da und dort aufgegangen. „Natur Natur sein zu lassen“, den allgegenwärtigen Einfluss des Menschen zumindest auf bescheidenen Teilflächen wieder zurück zu nehmen, ein solches Vorhaben ist nur scheinbar anachronistisch in unserer überstrapazierten Verbraucherwelt. Nicht ohne Grund hat etwa die geschäftige Großstadt Zürich sich dazu entschlossen, rund eintausend Hektar Stadtwald als „Naturlandschaft Sihlwald“ aus der forstlichen Bewirtschaftung zu entlassen, ihn künftig sich selbst zu überlassen. Eine Stadt wie Zürich müsse sich, so die Leiterin des für den Stadtwald zuständigen Bauamtes K. MARTELLI¹⁴⁾ (1995), „ein Minimum an Wildnis leisten“ können. Der Sihlwald als Gegenpol in einer hektischen und nutzungsorientierten Umgebung stehe für das „Seinlassen“: Mit dem Sihlwaldprojekt werde der Versuch unternommen, der Seele der Natur auch im städtischen Raum wieder etwas näher zu kommen.

Der Sihlwald scheint unterdessen Schule zu machen im Nachbarland Schweiz. Nach seinem Vorbild startete der Schweizerische Naturschutzverband PRO NATURA¹⁵⁾ 1999 seine Kampagne „Wildnis vor der Stadt“. Ihr Ziel ist es, im Nahbereich von fünf weiteren Schweizer Städten Wildnisgebiete neu entstehen zu lassen.

Die Rückkehr von Wildnis fordern derzeit die Mitteleuropäischen Naturschutzverbände immer resoluter. „Wildnis statt Monotonie“ fordert Greenpeace, „Mut zur Wildnis“ wünscht sich der WWF, BUND und NABU blasen in's nämliche Horn. Und da an leidlich intakten,



Abb. 6: Unter dem Schirm 200jähriger Weißtannen wächst die neue Waldgeneration heran



Abb. 7: Orkan „Lothar“ hat im Bannwald nur Einzelwurf und -bruch verursacht



Abb. 8: Zunehmender Totholzanteil im Bannwald zeigt den Reifegrad des Ökosystems an (Haldenwald)



Abb. 9: Umstrukturierte Hallenbestände auf nährstoffreichem (anthropogen eingetragen) Tonlehm-
boden werden von der Brombeere unterwandert, was die natürliche Verjüngung unterbindet

großflächigen Ökosystemen meist nur noch der Wald übrig geblieben ist, richtet sich der naturschützerische Forderungskatalog mehr denn je an die Adresse der Forstwirtschaft. Wald ist gefragt, aber eben nicht **nur** in seiner verkürzten (in Thoreaus Wortwahl: „kastrierten“) Form des Wirtschaftswaldes, nicht als „Försterwald“, sondern – bei aller Sympathie für den konkurrenzlos umweltfreundlichen Rohstoff Holz – als Bannwald, als „Urwald von morgen“, als „Wildnis aus zweiter Hand“. Und bei aller Liebe zur gepflegten südschwarzwälder Kulturlandschaft: ein bisschen wilder möchte man sich auch den Naturpark da und dort schon vorstellen dürfen. Wen wundert's, wenn sich – auf ihrer Wildnissuche – jährlich bis zu 100.000 Besucher durch die Wutachschlucht drängeln. Akademien laden derweil zu Wildnis-Workshops ein, findige Touristikunternehmen veranstalten Wildnis- und Survival-Kurse, nicht in exotischen Regenwäldern, sondern am besten gleich um die Ecke. Das Naturerlebnis erwächst am zuverlässigsten aus dem Spannungsverhältnis zwischen (Rest-)Wildnis und Kultur. „*Wildnis als Kulturaufgabe*“, so – scheinbar – paradox überschrieb jüngst ein deutscher Professor¹⁶⁾ für Landschaftsarchitektur in der Zeitschrift „Natur und Landschaft“ seinen „Diskussionsbeitrag“ (ZUCCHI 2002).

5. Ein Bannwald für die Region

Mit ihrem Auftrag, Bannwälder auszuweisen und wissenschaftlich zu betreuen, tut sich die Freiburger Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt nicht immer leicht, zumal auf der waldarmen Baar mit ihrem bescheidenen Staatswaldanteil. Noch immer nicht war sie im Wuchsgebiet V, Baar-Wutach, fündig geworden. Schließlich bot sich auf Tuninger Gemarkung, im Bereich der bewaldeten Schichtstufe des Braunen Juras, eine Fläche an. Doch ein Reservat im Tuninger Gemeindewald-Distrikt „Haldenwald“, umtost vom Lärm der A 81 und der B 523, in Sichtweite der Abbauhalde des Blähtonwerks, in Riechweite (bei Ostwind) zweier Hausmülldeponien, unlängst erst knapp verfehlt von der Planung einer Sondermülldeponie, umlagert von Industrie- und Gewerbegebieten, von Auslieferungslagern mit Autobahnanschluss – machte das Sinn?

Ausgerechnet hier war 1989 die Idee gereift, ein prachtvolles, knapp sechs Hektar umfassendes, bis zweihundert jähriges Tannenaltholz mit hohem Totholzanteil nicht zu nutzen, sondern als Naturdenkmal den Tuninger Bürgern zu erhalten. Für das Wuchsgebiet war der Wald zweifellos eine Rarität, für Forstleute ein waldbauliches Kleinod, dessen Entstehung noch in die Zeiten der Plenternutzung zurückreicht, jener ebenso archaischen wie tannenfreundlichen Waldnutzungsform, bei welcher jeweils starke „Holländerstämme“ einzelstammweise entnommen wurden. Fast alles andere regelte dort die Natur: In die durch die Starkholzernte entstandenen Lücken im Bestandesdach drängten aus dem Zwischen- und Unterstand jüngere Bäume nach, und im Untergeschoss samte sich selbsttätig neuer Tannenjungwuchs an. Noch immer bekommen Förster glänzende Augen angesichts solcher ungleichaltriger und kleinstrukturierter Tannen-Mischwaldgesellschaften. Denn deren Wuchs- und Wertleistung, Vitalität und Widerstandskraft gegen Sturm und Schnee gilt als geradezu sprichwörtlich. Im „*Konzept der naturnahen Waldwirtschaft*“, der Waldbaustrategie der Landesforstverwaltung in den Zeiten nach „Wiebke“ und „Lothar“, steht die Plenternutzung nun wieder oben in den Bewirtschaftungsgrundsätzen.

Da sich der Haldenwald im Eigentum der Gemeinde befindet, musste zunächst der Gemeinderat für das Projekt gewonnen werden. 1990 wurde der Wald von den Räten eingehend inspiziert, wurde in mehreren Sitzungen das Für und Wider eines Nutzungsverzichts erwogen und die von der Freiburger Forstdirektion vorgelegte öffentlich-rechtliche Bannwalderklärung beraten. Und anfangs lief es nicht einmal schlecht für den neuen „Urwald“. Doch dann kippte die Stimmung. Der Orkan „Wiebke“ hatte dem Gemeindewald

allzu schmerzhaft Wunden geschlagen, und unter Hinweis auf die verschlechterte Ertragslage, aber auch auf die für ein Waldschutzgebiet allzu bescheidene Flächengröße wurde das Vorhaben auf Eis gelegt.

Nennenswerte Holznutzungen sind jedoch auch im nächstfolgenden Jahrzehnt nicht erfolgt, zumindest im zentralen Teil des Tannenwaldes. Nachdem die Starktannen dann sogar den Orkan „Lothar“ (am 26.12.1999) heil überstanden hatten, wurde der Bannwald-Plan im Jahr 2000 wieder aus der forstamtlichen Schublade hervorgeholt. Denn noch immer nicht war es der Forstlichen Versuchsanstalt gelungen, im Wuchsgebiet Baar-Wutach eine bannwaldtaugliche Fläche ausfindig zu machen. Durch die Zerstörungen des Jahrhundertorkans hatten Altbestände unterdessen einen noch größeren Seltenheitswert bekommen. Und so erklärte sich das Land nun sogar bereit, unter Zurückstellung aller fiskalischen Interessen seinen auf Tuninger Gemarkung gelegenen Staatswald gegen die Bannwaldfläche abzutauschen. Schließlich sollten der von Orkanschäden besonders schwer getroffenen Tuninger Gemeindewaldwirtschaft weitere Ertragsausfälle erspart bleiben. Auch ließe sich – bei wertgleichem Tausch – die Fläche aufstocken bis zu der für Waldschutzgebiete geforderten Mindestgröße. Es könnten damit um den Kernbereich des Tannenalt-holzes auch noch der angrenzende Jungwald einer „Wiebke“-Orkanfläche in das Reservat einbezogen werden, des weiteren einige von „Lothar“ zerzauste und gelichtete, mittelalte Tannenbestände. Selbst das Tuninger „Schänzle“, eine keltische Viereckschanze, Beweis für das Jahrtausende alte Wechselspiel zwischen Wald und Feldflur in dieser Region, würde im Bannwald besser überdauern als im Wirtschaftswald, im Einwirkungsbereich neuzeitlicher Holzerntemaschinen.

Für die forstwissenschaftliche Grundlagenforschung, auch für die angewandte Waldbau-forschung bietet sich im Tuninger Haldenwald eine Fülle von Fragestellungen und möglichen Forschungsansätzen: Fragen etwa nach der langfristigen Entwicklung eines natur-nahen Tannen-Fichten-Mischwaldes und hier insbesondere seiner natürlichen Verjüngungs-dynamik unter heutigen Standortsbedingungen (Stickstoffeintrag, Temperaturerhöhung, geänderten Niederschlagsbedingungen, Brombeerkonkurrenz, Einflüsse heutiger Rehwild-bestände).

Erneut also wurde der Wald von den Gemeinderäten in Augenschein genommen, wieder wurden Vor- und Nachteile der Bannlegung auf das gründlichste erörtert. Keine Frage: nicht jedem gefiel die Aussicht, das zu Teilen urwaldartige Tannen-Altholz, Filetstück des Tuninger Gemeindewalds, an den Staatsforst abzutreten. Dennoch, am 16. Mai 2002 stimmte der Gemeinderat mehrheitlich dem Waldtausch zu, der dann am 14. August desselben Jahres im Rahmen eines laufenden Flurbereinigungsverfahrens vollzogen werden konnte. Die Gemeinde Tuningen hat damit die Chance wahrgenommen, inmitten einer weithin denaturierten Landschaft ein für Natur und Umwelt positives Signal zu setzen. Mit der Ausweisung des jetzt 27 ha großen Bannwalds „Haldenwald“ findet ein ökologischer Aus-gleich statt, wird letztlich auch ein Stück Wiedergutmachung geleistet für die vielerlei Eingriffe in den Wald, vom Tonabbau bis zur Hausmülldeponie, vom Autobahnbau bis zur Inanspruchnahme als Gewerbefläche. Den Tuningern und darüber hinaus den Waldfreunden der gesamten Region wird der „weißtannene Urwald“ vor der Haustür künftig ein Wald-erlebnis der besonderen Art bescheren; eines, das zu neuer Wertschätzung des Waldes, aber auch zu einem neuen Naturverständnis führen kann.

6. Zusammenfassung

Angesichts fortschreitender Naturentfremdung der Menschen, Folge unseres technisierten und virtualisierten Alltags, wächst – gewissermaßen antagonistisch – die Sehnsucht nach

erlebbarer, naturbelassener Gegenwelt, nach Wildnis. Wildnis, nicht nur in Gestalt fern-touristischer Traumziele, sondern auch als „Wildnis vor der Haustür“, als Nische, die nicht primär **von** und auch nicht **für** Menschen geschaffen oder gestaltet worden ist.

Der Wunsch nach Wildnis zielt vorzugsweise auf den Wald, das letzte großflächige, noch vergleichsweise natürliche Ökosystem. Seit 1976 ist die Landesforstverwaltung wald-gesetzlich dazu aufgerufen, zumindest auf beschränkter Fläche Waldwildnis wieder zuzu-lassen. Bannwälder gem. § 32 Landeswaldgesetz dienen nicht nur der forstwissenschaft-lichen Forschung, so wichtig die Kenntnis entwicklungs-dynamischer Prozesse für die natur-nahe Waldwirtschaft sein mag. Sich selbst überlassene Waldschutzgebiete kommen dem Wunsch der Gesellschaft nach erlebbarer Wildnis entgegen. Waldpädagogik, wie sie von den Forstleuten nach dem Willen des (1996 novellierten) Landeswaldgesetzes als Dienst-aufgabe zu leisten ist, lehrt den Umgang mit der Waldnatur. Als Lernort eignet sich hierzu ganz besonders der Bannwald. Es lässt sich hier das unverkürzte Ökosystem in seiner ungebremsten und ungesteuerten Sukzessionsdynamik verfolgen.

„Urwaldwildnis aus zweiter Hand“ entsteht derzeit im Tuninger Haldenwald. Die Rück-verwilderung eines Wirtschaftswaldes verspricht, zu einem ebenso faszinierenden wie lehr-und erlebnisreichen Prozeß zu werden.

Anmerkungen

- | | | | |
|----|-------------------------------|-----|---------------------------|
| 1) | RIEHL 1861 | 9) | VERHANDLUNGEN 1856 |
| 2) | ROTH 1872 | 10) | REINHOLD 1949 |
| 3) | vergl. HARRISON 1992 | 11) | REINBOLZ u. LUDEMANN 2001 |
| 4) | nach PRUSA 1989 | 12) | HOCKENJOS 1996 |
| 5) | nach „Urwald von morgen“ 1970 | 13) | vergl. TROMMER 1990 |
| 6) | zitiert nach SPERBER 2000 | 14) | Martelli 1995 |
| 7) | SCHOENICHEN 1934 | 15) | Boesch 2002 |
| 8) | KWASNITSCHKA 1965 | 16) | Zucchi 2002 |

Schrifttum

- BOESCH, M. (2002): Wildnis vor der Stadt – Eine Kampagne von Pro Natura. – Tagungsbericht H.7 Wildnis vor der Haustür. Hrsg. Evang. Akademie Tutzing u. Nationalpark Bayerischer Wald. Ergebnisse eines Workshops, akt. 2001: S. 46 ff.
- HARRISON, P. H. (1992): Wälder – Ursprung und Spiegel der Kultur. C. Hanser Verl., S. 150 ff.
- HOCKENJOS, W. (1996): Wildnis – eine waldpädagogische Herausforderung. – Allgemeine Forstzeitschrift 10: 576 ff.
- KWASNITSCHKA, K. (1965): Das Naturschutzgebiet Unterhölzer Wald. – Mitt. Bad. Landesver. Naturkunde u. Naturschutz, NF 8, 4: 725 ff, Freiburg
- Landesforstverwaltung Baden- Württemberg (Hg.) (1970): Urwald von morgen – Bannwaldgebiete der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg. Verl. E. Ulmer, Stuttgart, S. 10
- MARTELLI, K. (1995): Wieviel Wildnis braucht der Mensch? Naturlandschaft Sihlwald. – Nationalpark 4/1995: 26 f.
- PRUSA, E. (1989): Die böhmischen und mährischen Urwälder – ihre Struktur und Ökologie. Unveröffentl. Exkursionsführer.
- REINBOLZ, A. u. LUDEMANN, T. (2001): Laubwälder der Baar – Vegetation und Geschichte des Unterhölzer Waldes als Modell? – Schriften der Baar. 44: 71-111, Donaueschingen .
- REINHOLD, F. (1949): Zusammensetzung und Aufbau eines natürlichen Eichen-Buchenwaldes auf der Baar bei Donaueschingen. – Forstwissenschaftliches Centralblatt 68: 691-698, Berlin.
- RIEHL, W. H. (1861): Land und Leute. – 4. Aufl. J.G. Cotta'scher Verl., Stuttgart, S. 53 - 73.
- ROTH, F. (1872): Starke Weißtannen. – Allg. Forst- und Jagdzeitung 4/1872: 468 f.
- SCHOENICHEN, W. (1934): Urwaldwildnis in deutschen Landen. Verl. J. Neumann/Neudamm, S. 51.

- SPERBER, G. (2000): Waldnaturschutz auf der Verliererstraße. – Nationalpark 3/2000: 28 ff.
- TROMMER, G. (1992): Wildnis die pädagogische Herausforderung. – Deutscher Studien Verl. Weinheim
- Verhandlungen (1856) des Forstl. Vereins im Bad. Oberlande bei seiner elften Jahresversammlung, abgehalten am 20. u. 21. Aug. 1855 zu Donaueschingen. Engen 1856, S. 46 ff.
- ZUCCHI, H. (2002): Wildnis als Kulturaufgabe – ein Diskussionsbeitrag. – Natur und Landschaft 77/10: 373 ff, Stuttgart..

Eingang des Manuskripts: 5.10.2002

Anschrift des Verfassers: Forstdirektor Wolf Hockenjos, Kalkofenweg 11, 78050 Villingen-Schwenningen